

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 16.

Berlin, Donnerstag den 6. Februar

1845.

### Frankreich.

#### Zhiers, als Geschichtschreiber.

Es wäre kein Wunder, wenn der bedächtige Deutsche an seiner Gründlichkeit noch einmal zu Grunde ginge. Wenn die Nachbarn einem großen Ziele zueilen, erkennt er wohl auch die Nothwendigkeit, sich auf den Weg zu machen, aber es wäre ja ungründlich gereist, wenn er nicht jeden Strauch unterwegs ins Auge faßte, wenn er nicht ab und zu Halt machte, um auszumessen, wie weit er gekommen und wie viel ihm noch übrig bleibt, wenn er nicht namentlich auf jeder erreichten Höhe verweilte, um sich an der Aussicht in die prächtige Zukunft zu weiden. Der Nachbar ist unterdessen am Ziele angelangt; er kommt allmählig auch dahin, freilich etwas spät, aber er hat doch den Trost, daß er gründlich zu spät gekommen ist. In Deutschland wird unbefritten mehr gearbeitet und gelernt als in allen übrigen Ländern der Erde, ob aber auch mehr gehandelt und gekonnt? das ist sehr die Frage. Frisch, fröhlich und frei ins Leben hineinzugreifen, schaffend die Gegenwart zu gestalten und die Zukunft zu pflanzen, Ideen praktisch und unmittelbar weithin wirksam zu machen, das ist für den Deutschen eine schwere Sache. Es kommt freilich noch der Uebelstand dazu, daß Jedem, der es etwa versucht, ein Duzend Andere auf den Dienst lauern. Dem ist er unwissenschaftlich gewesen (ein sehr beliebtes Schlagwort), Jenem hat er bestehende Verhältnisse, dem Dritten gar Personen verlehrt. Wenn durch längeren Aufenthalt im Auslande die Bewegung der freien Presse geläufig worden ist, dem kommt bei seiner Heimkehr ein ganz besonderes Gefühl an, wenn er die Anglichkeit sieht, mit welcher häufig genug Schreiber wie Leser jede kühnere Regung dieses oder jenes Blattes beobachten. Doch ganz abgesehen von diesen Verhältnissen, deren Einflüsse sich der Einzelne nicht entziehen kann, wäre es sehr zu wünschen, wenn die Deutschen im Allgemeinen vom Nachbar überm Rhein oder überm Kanal ein wenig reden, schreiben und handeln lernten, unbeschadet der echten und wahren Gründlichkeit. Wir leben zumal gegenwärtig, was Niemand leugnen kann, in einer schweren und schwülen Zeit; wir bedürfen entschiedener Charaktere, die mit raschem und sicherem Ueberblicke die Verhältnisse des Vaterlandes zu überschauen und das Wort wie die Feder mit Gewandtheit zu führen wissen.

Wenn wir diese Worte der Schilderung der schriftstellerischen Thätigkeit des Herrn Zhiers voranstellen, welche wir nach der bereiten Darstellung Sainte-Beuve's in möglichster Kürze wiedergeben, so beabsichtigen wir damit keinesweges, ihn als Ideal eines Staatsmannes zu preisen; denn die Politik ist es nicht, welche wir diesmal ins Auge fassen, auch möchten gerade die Sympathien für seine Politik in Deutschland ziemlich schwach befunden werden, da sie im Gegentheil, wie Herr von Buffières neuerdings ganz richtig in der Pairs-Kammer bemerkte, sich allgemein dem tieferen Talente und der wegen ihres intensiveren Gehaltes gemäßigteren Handlungsweise Guizot's zuwenden: sondern es ist der leicht erregliche und dennoch scharfe Beobachter, der unermüdbare und doch seine Thätigkeit beschränkende Arbeiter, der vielseitige und dennoch bestimmte Zwecke sicher verfolgende Schriftsteller, von dem wir meinen, daß er in mancher Hinsicht Manchem zum Muster dienen könnte.

Adolph Zhiers wurde im Jahre 1797 zu Marseille geboren und erhielt seine erste Bildung als Stipendiat auf dem Lyceum seiner Vaterstadt. Neben den klassischen Studien betrieb er besonders fleißig die Mathematik, denn er gedachte sich der militärischen Laufbahn zuzuwenden, nach welcher damals Alles drängte. Bei dem Sturze des Kaiserreichs aber gab er dieses Vorhaben auf und ging gegen Ende des Jahres 1815 nach Aix, um die Rechte zu studiren. Hier schloß er die enge, unwandelbare und für Beide so ehrenvolle Freundschaft mit Mignet, eine Freundschaft, welche so wenig Leute von Talent über die Jugendjahre hinaus unverletzt zu erhalten wissen. Obgleich er seinen Rechtsstudien fleißig oblag, beschäftigte er sich dennoch daneben mit Philosophie und höherer Mathematik und studirte Leibniz und Descartes. In seiner gekrönten Lobrede auf Bauvenargues, welche von der Akademie zu Aix als Preisaufgabe gestellt worden war, finden sich Spuren von dem Erfolge dieser seiner Studien. Er gewann jedoch den Preis nicht im ersten Anlauf, denn es begab sich folgende Geschichte. In jener noch von den Leidenschaften des Jahres 1815 heftig bewegten Stadt des Südens wurde der junge liberale Advokat von einem Richter alten Schlages, d'Arlatan de Lauris, der seinen Geist und sein Talent erkannt hatte, sehr begünstigt und aufgemuntert. Aus der Lebhaftigkeit, mit welcher d'Arlatan die anonyme Abhandlung in der

Akademie verteidigte, erriethen seine politischen Gegner, daß sie von Zhiers sey, und hoben einmüthig den Preis auf das folgende Jahr hinaus, als wäre die Arbeit in der That nur des zweiten Platzes würdig. Zhiers hielt sich noch nicht für geschlagen, sondern als der Ablieferungs-Termin heranrückte, schrieb er geschwind noch eine neue Abhandlung, ließ sie aber diesmal mit der Post von Paris aus ankommen. Das Geheimniß wurde gut bewahrt, und die Gegner beeilten sich, die neue Abhandlung der alten gegenüberzustellen, jener den Preis und dieser nur das Accessit zu geben. Als man nun die Namen entriegelte, fand man, daß beide Arbeiten von Zhiers waren; die Herren Akademiker machten lange Gesichter, und d'Arlatan lachte sich ins Häuschen. Dieser Sieg hätte den Ruf des jungen Advokaten in Aix vollständig befestigt, wäre er nicht eben in jener Zeit nach der Hauptstadt abgereist.

Jene erste Arbeit des Herrn Zhiers zeichnet sich durch Zweierlei aus: einmal durch den Styl: — es kommen nämlich anderweitig ganz tüchtige Leute in der Regel erst allmählig dahin, zu schreiben wie man denkt und den Stil dem Inhalte anzupassen; Zhiers hat selbst hier, bei seinem ersten Auftreten, keine andere Theorie gehabt, und diese gänzliche Abwesenheit aller Rhetorik ist nicht zu übersehen; — zweitens durch die Grundidee, welche die bewegende für sein ganzes Leben geblieben ist. Er meint nämlich, daß Bauvenargues allein eine vollständige Theorie über den Menschen, sein Wesen und seine Bestimmung aufgestellt habe, insofern er die Welt als ein großes Ganzes betrachtet, in welchem Jedes seinen Platz hat, und das Leben als eine Thätigkeit, welche der menschlichen Kraft den Zweck setzt, sich durch Hindernisse zu üben. Wie nun auch der Philosoph über diese Ansicht urtheilen möge, sie zeugt offenbar von Entschiedenheit des Charakters und von innerem Beruf für das praktische Leben. Zhiers hat auch später niemals unterlassen, sich bei Gelegenheit gegen eine herrschende Richtung unserer Zeit auszusprechen, welche darin besteht, daß der Geist sich auf sich selbst zurückzieht, sich selbst zergliedert und seine eigenen Bewegungen erzählt, statt daß er suchen sollte, sich neue Anregung zu verschaffen oder bei Anderen hervorzubringen. Er nennt dies die impressible Weise des Dasens und glaubt, daß sie der natürlichen Bestimmung des Menschen widerspricht, welche aktiv ist. Er selbst lebt ganz in der letzteren Weise.

In Paris war Zhiers an Manuel empfohlen und wurde es durch diesen an Lafitte und an Etienne; er kam an den Constitutionnel zur selben Zeit als Mignet an den Courrier. Die beiden Freunde machten bald Glück, jeder in seiner Art. Mit dem ersten Tage war Zhiers der gewöhnlichen Redaction des Constitutionnel, mit Ausnahme Etienne's, gleich oder, richtiger, überlegen. Unter den Artikeln jener Periode ist als besonders charakteristisch die Rezension der Broschüre des Grafen von Montlosier „über die französische Monarchie am 1. März 1822“ hervorzuheben. Die Entrüstung eines gesunden Kopfes über ein so unzusammenhängendes Gerede, der Schmerz eines Jünglings über die Verirrung eines alten Mannes, das Selbstgefühl eines aufstrebenden Bürgerlichen, der seine Partei gegen den verküppelten Patrizier verteidigt, der Eifer des künftigen Historikers, verehrte Namen zu schützen und zu rechtfertigen, und dabei die Ehrfurcht vor den grauen Haaren: alles das wirkt zusammen, um dem Aufsätze einen besonderen Glanz zu verleihen.

Aber nicht auf dem politischen Gebiete allein versuchte sich der junge Schriftsteller; damals, wie heutzutage, pflegten angehende Tageschriftsteller über allerlei Gegenstände zu schreiben. Jemand hat gesagt: man fängt immer damit an, von den Dingen zu sprechen, und hört zuweilen damit auf, sie zu lernen. Das Wahre an der Sache ist, daß ausgezeichnetere Talente damit anfangen, etwas zu errathen, und allmählig dahin gelangen, es vollständig und gehörig zu wissen. So ging es Herrn Zhiers mit der Kritik der Gemälde-Ausstellung im Jahre 1822, welche im Constitutionnel erschien. Läßt auch die kurze Uebersicht der Geschichte der Malerei sehr viel zu wünschen übrig, und ist sie namentlich in Beziehung auf Italien, welches Herr Zhiers noch nicht besucht hatte, ganz ungenügend, so sind doch die allgemeinen Betrachtungen über den Geschmack, über die Kunstkritik und über die Zeichnung sehr verständlich und lesenswerth und verrathen sicheren Takt und natürliche Anlage.

Im Herbst 1822 machte Zhiers eine Reise nach dem Süden und den Pyrenäen. Die Beschreibung derselben erschien 1823 unter dem Titel: Die Pyrenäen und das südliche Frankreich während der Monate November und Dezember 1822. Der Hauptzweck dieser Schrift war, neue und zuverlässige Nachrichten über die politischen Bewegungen zu liefern, an welchen die öffentliche Meinung damals so großen Antheil nahm. Aber einige Seiten derselben

haben noch heute ein dauerndes Interesse durch das bedeutende Talent des Verfassers, große Ganze mit geographischem Blicke aufzufassen. Besonders anziehend sind die Kapitel, welche von Marseille handeln. Eine reizende Schilderung des Thales von Argeles, von dem Kloster Saint-Savin aus gesehen, überrascht den Leser um so mehr, als er sie hier nicht zu finden hoffte.

Noch in demselben Jahre 1823 nahm Thiers den thätigsten Antheil an der Redaction einer neuen Zeitschrift unter dem Titel les Tablettes universelles, welche zwar bald wieder einging, aber doch nicht ohne Wirkung blieb. Der Constitutionnel allein genügte seiner Thätigkeit nicht; er fühlte, daß er sich emancipiren und selbst neue Niederlassungen gründen mußte. In den Tablettes versuchten sich die jungen, von verschiedenen Seiten hergekommenen Generationen zum ersten Male zu vereinigen. Hier fanden sich zusammen die von den Universitäten Ausgeschlossenen, als Jouffroy, Dubois u. s. w., die jungen Doctrinaires, die Blüthe der ernsten Salons, de Remusat an ihrer Spitze, und die beiden geradezu der Revolution hulbigenden Südländer Mignet und Thiers. Thiers übernahm die politischen Tagesberichte und verfehlte nicht, als scharfer und durchdringender Beobachter in jeder Nummer seine Kritik spielen zu lassen, welche bereits durch tiefere Menschenkenntniß und Einsicht in das politische Getriebe gemäßigt wurde. Zwischen diesen politischen Schärmügeln erschien auch von ihm ein Artikel über die gothische Baukunst, veranlaßt durch Boissereé's Beschreibung des Kölner Domes. Boissereé leitete den Spitzbogenstil von dem Streben nach oben ab, analog dem Verhältnisse des Thurmes zur Kirche. Diese geistreiche Ansicht, welche aber nur ein einzelnes Element der Wahrheit ist, wurde von Thiers vielmehr weiter ausgeführt, als bestritten. Später hat Thiers durch seine Reisen in Italien, am Rhein und in Deutschland seine Ideen weiter ausgesponnen und vervollkommenet, so daß er sich ein vollständiges historisch begründetes System der Baukunst geschaffen hat, was aber vorläufig freilich nur noch in seinem Kopfe und seiner mündlichen Unterhaltung lebt.

Im Herbst 1823 erschienen die beiden ersten Bände seiner Geschichte der Revolution. Dieses später so beliebt und so einflußreich gewordene Buch wurde ein wenig auf gut Glück hin angefangen und entstand durch Zufall. Die Idee gebört nämlich Herrn Felix Bodin, welcher Herrn Thiers dazu antrieb und sich später aus freien Stücken zurückzog, als er sah, daß dieser das Werk so vortrefflich angriff. Bodin war ein unterrichteter Mann, der aber bald müde wurde und den Athem verlor. Er ging kaum über den historischen Abriss (résumé historique) hinaus, eine beschränkte Gattung, deren Vater er ist. Im Jahre 1823 besaß er einen ziemlich großen Ruf, und sein Name galt gewissermaßen als Autorität. Er steht deshalb auch auf den beiden ersten Bänden, welche die erste Lieferung bilden, neben dem des Herrn Thiers. In diesen beiden ersten Bänden, welche die konstituierende und fast die ganze gesetzgebende Versammlung umfassen, sieht man wohl, daß der junge Historiker seinen ersten Versuch wagt; er hat bis dahin weder seine Methode noch seine Originalität gefunden. Die Vorstudien sind noch nicht tief genug, aber durch die dramatische Lebendigkeit der Darstellung und durch die glänzende Schilderung der Persönlichkeiten zieht er sich ziemlich gut aus der Sache. Als aber diese beiden Bände erschienen waren, fühlte Thiers, daß er in Beziehung auf seine Aufgabe so ziemlich noch Alles zu lernen habe, und daß er im Stande sey, etwas Gediegeneres zu leisten. Er begann also, die Maschinerie und die Hilfsmittel des Staates fleißig zu studiren. Durch Manuel hatte er den Baron Louis kennen gelernt und wandte sich geradezu an diesen, um mit seiner Hilfe einige ganz spezielle Studien zu machen. Einen ganzen Winter lang ging er täglich des Morgens zu ihm und ließ sich in die Finanzwissenschaft einweihen, was ihm später bei der Beurtheilung Robert Lindet's und Cambon's sehr zu Statte kam. Der Baron Louis, ein guter politischer Kopf, übrigens ein Feind des Napoleonischen Kontinentalsystems und ein großer Vertheidiger des freien Handels, fand an Thiers einen Zögling, der sich zuweilen erlaubte, seiner Meinung nicht beizustimmen, sondern sie zu widerlegen; er freute sich aber, daß der junge Mann mit solcher Sicherheit und Klarheit die Diskussion aufnahm, und begünstigte ihn. Als später Louis nach dem Juli 1830 Minister geworden war und Thiers an seiner Seite in das innere Getriebe der Staatsmaschine hineinschauen konnte, vervollständigte er seine damals so schön begonnenen finanziellen Studien im Großen. Zur selben Zeit, als er sich über das Finanzwesen unterrichtete, versuchte er auch, durch den General Joy und besonders durch Jomini, der damals in Paris war, das Kriegswesen kennen zu lernen. Er hatte einige Artilleristen in Vincennes zu Freunden und besprach sich mit ihnen über das Terrain, ließ sich die Befestigungen, den Angriff, die Vertheidigung erklären und fand sich sehr geschmeichelt, als sie ihn beim Ende des Kursus für einen guten Ingenieur-Offizier erklärten. Dabei schreibt sich auch seine Vorliebe für geographische und besonders für strategische Karten, denen er eine mehr als militärische Wichtigkeit beilegt; seine damals begonnene und seitdem ununterbrochen vermehrte Sammlung ist eine der schönsten, die man sehen kann. Der Erfolg dieser Studien verräth sich gleich im Anfange des dritten Bandes.

So wie sich bei Guizot sowohl in der Wahl als in der Behandlung seiner historischen Stoffe der Staatsmann schon im voraus deutlich zeigte, eben so und noch in höherem Grade ist es bei Thiers der Fall. Die Geschichte ist für Thiers ein Rahmen, welcher den Ueberschuß seiner politischen Thätigkeit aufnimmt. Dies ist durchaus der Fall bei seiner Geschichte der Revolution; bei seiner angefangenen Geschichte von Florenz kommt noch das Kunststudium hinzu, welches hier fast das Uebergewicht bildet. In der Geschichte des Konsulats und des Kaiserreiches freilich bekennet er, nach einem anderen Ziele zu streben. Die historische Aufgabe allein ist hier groß genug, und es ist hin-

reichend gethan, wenn ihr ohne Nebenrücksichten genügt wird; denn alle politische, kameralistische, strategische und ähnliche Studien vereinigen sich hier in dem herrlichsten und ruhmvollsten Rahmen. „Wie glücklich!“ ruft Thiers, und als Künstler, der von seinem Gegenstand begeistert ist, hat er das Recht, so auszurufen, „man hat mir Alexander aus dem Alterthum herübergenommen und man hat ihn mitten in unsere Tage hineingestellt, begabt mit der ganzen Tiefe der gegenwärtigen Wissenschaft.“ Zum ersten Mal also hat er hier ein historisches Werk hervorbringen wollen und hervorgebracht.

(Schluß folgt.)

### Die Armen-Kolonie Ostwald bei Straßburg.

Das „Recht auf Arbeit“, das Herr von Lamartine in seinem kürzlich (Nr. 9 des Magazins) erwähnten Aufsatz über sozialistische Bestrebungen dem Proletariat vindizierte, ist so zu verstehen, daß dem Armen, insofern er arbeitsfähig ist, nicht Almosen, sondern Arbeit zu ertheilen sey, durch die er sich und die Seinigen zu ernähren vermag, ja daß er auf diese Arbeit an die Gemeinde, in welcher er lebt, Anspruch zu machen ein Recht habe. Von dieser Ansicht ging auch ein sehr praktischer und in wohlverdienter Achtung stehender Kommunal-Beamter Frankreichs, der Maire von Straßburg, Dr. Schützenberger, aus, als er vor ungefähr fünf Jahren den Municipalrath dieser großen und gewerbreichen Stadt veranlaßte, einen Theil der städtischen bis dahin fast unbenutzten Ländereien zur Beschäftigung arbeitsfähiger, aber brodloser Einwohner zu verwenden. Dr. Schützenberger, ein geborner Elsassler, ist auch Mitglied der französischen Deputirten-Kammer und verbindet deutsches Ernst und deutsches Wissen mit dem tieferen Einblick in politische Verhältnisse, den eben nur die thätige Theilnahme an dem politischen und öffentlichen Leben eines großen Landes zu verleihen pflegt. Er hat daher auch schon vor längerer Zeit das, was an den Theorien der neueren Sozialisten Gesundes und Wahres ist, als solches erkannt und in einem im J. 1839 an den Municipalrath von Straßburg abgefasteten Bericht auf die Mittel zur Beseitigung des Pauperismus hingewiesen, an deren Spitze er neben dasjenige, was die Gesetzgebung für den Schutz der Arbeit zu thun hat — wozu es natürlich weder fourieristische noch kommunistische Gewaltmaßregeln bedarf — die von den Gemeinden anzulegenden Arbeiter-Kolonien stellte.

Auf diese Weise ist die Kolonie Ostwald entstanden, über deren Leistungen unterm 17. Februar 1841 und 12. Februar 1844 Rechenschafts-Berichte erschienen, die von der folgerichtigen Entwicklung der ursprünglichen Idee, so wie von den Früchten, die diese bisher getragen, ein rühmliches Zeugniß ablegen. Einer nach diesen Berichten entworfenen Uebersicht, die sich in einem längeren Aufsatz über „Theorie und Praxis zur Bewältigung des Pauperismus“ in dem neuesten Feste (Januar — März 1845) der „Deutschen Vierteljahrsschrift“\*) befindet, entlehnen wir folgende Stellen:

„Straßburg ist zwar mehr Handels- als Manufakturstadt, und das kleine Handwerk durch die große Fabrication noch nicht verdrängt. Außer den allgemeineren Ursachen des Pauperismus wirken indeß hier einige besondere, namentlich der starke Zusammenfluß besitzloser Fremden, bedingt durch die Lage der Stadt an der äußersten Gränze und den zeitweisen Bedarf an Arbeitern für öffentliche Bauten. So bildete sich schon 1829 und 1830, unabhängig von den seither austretenden und schon lange begründeten öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten, eine Gesellschaft zur Ausrottung der Bettelerei, die für diesen Zweck auch ein Zufluchts- und Arbeitshaus stiftete. Aber der Eifer ließ nach und die freiwilligen Privatbeiträge verminderten sich zum Theil schon darum, weil sich die wohlthätigen Vereine für die mannigfachsten Zwecke vermehrten. Man dachte also daran, die ganze Last auf die Gemeinde zu wälzen.

„Unter diesen Umständen machte der Maire dem Gemeinderathe am 23ten Dezember 1839 den alsbald angenommenen Vorschlag, daß man das maison de refuge in der Stadt ferner auch in beschränkterem Umfange erhalten, aber zugleich eine landwirtschaftliche Kolonie errichten und dazu die der Stadt gehörige Hälfte des in einigen Theilen von der Straßburg-Baseler Eisenbahn durchschnittenen Waldes von Ostwald benützen sollte; ein fruchtbares Gelände von 147 Hektaren, das aber nach seiner bisherigen Benützung nur ein Brutto-Einkommen von 1300 Franken abgeworfen hatte. Das Zufluchts- und Bagabundenhaus sollte nur noch als provisorisches Depot für Bettler und Bagabunden beibehalten, und diese sollten bei guter Ausführung in die Kolonie zugelassen werden, um hier selbst in der untersten Abkunft der in drei Klassen zu theilenden Kolonisten eine bessere Nahrung als dort zu finden. Besonders hoch ward der moralische Vortheil angeschlagen, der aus der gesunden, mannigfaltigen, allen Geschlechtern, Altern und Kräften angemessenen landwirtschaftlichen Beschäftigung entspringe. Auch versprach man sich für die Verbesserung der Landwirtschaft einen guten Erfolg von der zugleich als Musterwirtschaft dienenden Armen-Kolonie: man müsse den Landleuten durch Beispiele predigen, wie denn auch das Institut zu Hohenheim bei Stuttgart für die süddeutsche Kultur mehr geleistet habe, als die populärsten landwirtschaftlichen Schriften und thätigsten Vereine.

„Die Genehmigung der Regierung blieb nicht aus, ließ aber lange auf sich warten, „grâce à la lenteur déplorable que l'attirail bureaucratique de la

\*) Einer Zeitschrift, die sich fortdauernd durch allseitige Berücksichtigung der Fragen und Interessen unserer Zeit auszeichnet.

centralisation administrative fait peser sur la marche des affaires", so daß erst Ende 1840 mit Entlohnung und Urbarmachung des Ostwaldes begonnen werden konnte. Dann schritt man zur Errichtung von hölzernen, aber soliden und schönen Gebäuden, nach dem in einigen Grafschaften Englands befolgten System. Etwa in der Mitte der Kolonie erhebt sich das Hauptgebäude, mit der Wohnung des Verwaltungs-Personals, zwei Speisekellern, Küche etc. Zur Rechten und Linken kommen nach dem Bauplan vier Häuser mit Schlafkammern für je 30 Männer oder Frauen zu stehen, wovon zwei errichtet sind. Ferner ist ein großer Stall für 60—80 Stück Rindvieh erbaut und ein zweiter im Projekt, eine große Scheune, mehrere kleinere Wohnhäuser für Aufseher und Handwerker — Wagner, Schmiede, Schuster, Schneider u. s. w., — welche, selbst Kolonisten, für den Bedarf der Kolonie arbeiten etc. Gebäude und Hof sind von einem Graben umgeben; daran schließen sich Garten und Feld, von dem 1844 nur noch 19 Hektaren urbar zu machen waren. Weit der größere Theil der erforderlichen Gebäude ist vollendet; mehrere derselben sind so eingerichtet, daß sie nach dem wachsenden Bedarfe leicht erweitert werden können, und nur ein verhältnißmäßig unbedeutender Aufwand wäre noch erforderlich, um selbst eine Bevölkerung von 400 Individuen bequem unterzubringen. Das Verwaltungs-Personal besteht aus einem dirigirenden Dekonomen, einem Rechnungsführer, einigen salarirten Aufsehern und Knechten, die zusammen eine Besoldung von 6—7000 Fr. beziehen. In der Person des Herrn Kraft hat die junge Kolonie einen theoretisch und praktisch gebildeten Landwirth als Direktor gefunden, der seiner schönen, aber schwierigen Aufgabe vollständig gewachsen ist. Die jährlichen Kosten für einen Kolonisten wurden für das Jahr 1843 auf 237 Fr. 40 Cent. berechnet, oder täglich auf 65 Cent.

Alle Erwartungen, die man von der neuen Kolonie als Musterwirthschaft, so wie in moralischer und finanzieller Beziehung hegte, haben sich glänzend erfüllt. Ein Fünftheil des urbar gemachten Bodens ist zu künstlichem Futterbau bestimmt; aus den morastigen Niederungen sind treffliche Wiesen geworden; eine Baumschule in großem Maßstab ist angelegt, so wie ein fünf Hektaren haltender Gemüsegarten, einer der bestunterhaltenen im Elsass. Der wohlbesorgte Rindviehstand, von der der Gegend angemessenen mittleren Rigrace und der sogenannten Quernbacher Race aus Rheinbayern, ist schon beträchtlich und wird jährlich vermehrt. Endlich hat man die besten und bewährtesten landwirthschaftlichen Werkzeuge — Pflüge von Hohenheim, die holländische Egge, Säemaschine für Raps u. a. angeschafft und angewendet. So ist es gekommen, daß die erst mit Mißtrauen betrachteten neuen Anlagen und Methoden in den Nachbargemeinden schon Nachahmung finden; und man darf es wohl dem von der Kolonie aus gegebenen Beispiele zuschreiben, wenn die Heiden von Weispolsheim und andere noch unproduktive Strecken im Departement Niederrhein — wie dazu bereits der Anfang gemacht ist — in gute Wiesen sich verwandeln.

„Sehr erfreulich ist der moralische Zustand der mit ihrer neuen Lage fast durchweg wohl zufriedenen Bevölkerung. Von der ersten Ansiedlung am 10. März 1841 bis zum 20. November 1843 hatte die Kolonie — neben einigen wenigen Frauen — 191 Männer (136 Katholiken, 54 Protestanten und 1 Griechen) aufgenommen, wovon sich 1844 noch 36 daselbst befanden. Von diesen 191 haben nicht weniger als 83, fittlich gebessert, arbeitswillig und arbeitsfähig, die Kolonie verlassen und in der Nachbarschaft unterkommen und Beschäftigung gefunden. Nur zwei kamen wegen Diebstahls ins Gefängniß, und 12 wurden in das städtische Arbeitshaus zurückgebracht.

„In dieser sogenannten Hefe der Gesellschaft, bestehend aus Bettlern und Bagabunden, meist mit eingewurzelter Trägheit und Lüderlichkeit, waren Manche unverschuldet in ihre armselige Lage gekommen, Viele aber hatten sie selbst verschuldet. Ihre schnell bewirkte Besserung ist um so beachtenswerther, als sich die Meisten in einem Alter befinden, wo schlechte Gewohnheiten nicht so leicht abgelegt werden. Zwar sind in der Kolonie alle Alter vom 20sten bis zum 70sten und selbst zum 80sten Jahre vertreten; allein das durchschnittliche Alter ist nicht weniger als nahe vierzig Jahre. Besondere Schwierigkeiten, die jedoch gleichfalls überwunden wurden, machte bei Vielen die Entwohnung vom Branntwein; zur stets augenfälligen Warnung ist über der Thür des Schlafsaals in deutscher und französischer Sprache zu lesen: „Der Branntwein ist der Weg zum Spital.“

„Die Beschäftigung der Kolonisten vor ihrem Eintritte war höchst verschieden. Am zahlreichsten waren: verdorbene Schuster, Schneider, Tagelöhner und Feldarbeiter; dann aber auch: Wagner, Seiler, Weber, Schlosser, Schmiede, Bäcker, Weißbinder, Kutscher, ehemalige Angestellte etc. Auch erklärten ihrer 31, daß sie gar keinen Beruf gehabt hätten. Alle diese Leute fanden sich mit Leichtigkeit und Liebe in ihren neuen landwirthschaftlichen Beruf; was denn ein wichtiger Fingerzeig ist, wie auch brodlos gewordene Fabrikarbeiter am besten beschäftigt werden dürften.

„Morgens 5 Uhr weckt der Schall der Trommel die Kolonisten. Eine halbe Stunde ist ihnen gestattet zur Reinigung und zum Ankleiden; dann versammeln sich die Katholiken und Protestanten zur Morgenandacht, nach deren Beendigung die Vertheilung der Tagesarbeit unter die Führer der einzelnen Arbeitergruppen erfolgt, und zwar mit fortwährender Rücksicht auf zweckmäßige Abwechslung. Um 6 Uhr beginnt die Arbeit und dauert mit den gehörigen Unterbrechungen, für das Frühstück um 8 Uhr und für das Mittagessen, bis Abends 6 Uhr. Nach dem Abendessen halten sämtliche Kolonisten, Katholiken und Protestanten, ihre gemeinschaftliche Abendandacht, worauf sie sich um 7 Uhr in die Schlafkammern begeben, wo jeder seine eiserne Bettstelle und sein reinliches Bettwerk hat. Zur Gewöhnung an Reinlichkeit ist auch für Bäder gesorgt. Die gleichförmige Tracht der Bevölkerung ist zweckmäßig und gar nicht unschön. Ihre Nahrung ist sehr einfach, aber mit Rücksicht auf die strenge

Arbeit keinesweges karg. Jeder erhält täglich nicht weniger als 2 Pfund Brod, von noch besserer Beschaffenheit als das gewöhnliche Soldatenbrod; zu Mittag erhalten sie Suppe mit Gemüse und einen Becher recht trinkbaren Weins; zweimal in der Woche wird Fleisch gegessen, wo denn der Wein wegfällt. Sind außerordentliche Feldarbeiten auszuführen, die — wie zur Zeit der Aerndte — alle Kräfte in Anspruch nehmen, so müssen alle Kolonisten, auch die Gewerbetreibenden, Hand anlegen; während der todtten Jahreszeit sollen sie zur Ausbesserung der benachbarten Bizinalwege und zur Straßenreinigung in Straßburg verwendet werden. An Sonn- und Feiertagen werden Katholiken und Protestanten in die benachbarten Orte zum Gottesdienst geführt; die übrige Tageszeit ist einer passenden Lektüre und freier Unterhaltung gewidmet, auch wird den Kolonisten wohl gestattet, sich bis Abends 6 Uhr in Straßburg aufzuhalten. Drei besondere Jahresfeste finden an den zweiten Sonntagen der Monate Mai, Juli und September statt; an diesem letzteren Feste werden an die tüchtigsten Arbeiter, zumal an die aus der Kolonie austretenden, diejenigen Gaben vertheilt, welche durch die Wohlthätigkeit der Mitbürger oder der besuchenden Fremden dem Institute zugeslossen sind. Um sonst noch den Trieb des Wettseifers und das Gefühl der Ehre zu wecken, nennt der Direktor am Sonntage öffentlich die Namen der Ausgezeichneteren. Auch sind die Kolonisten, mit Rücksicht auf Fleiß und Tauglichkeit, in drei Klassen getheilt mit einem Tageslohne von je 4—6 und 8 Sous, wovon sie jedoch nur  $\frac{1}{2}$  erhalten, indem von den übrigen  $\frac{1}{2}$  angenommen wird, daß sie Nahrung, Kleidung und sonstigen Unterhalt repräsentiren. Endlich wird den Besseren ein besonderes Stück Gartenland zu freier Benützung überwiesen; und es liegt im Plane, daß künftig die Hälfte des gesammten Reinertrags unter die Arbeiter vertheilt, die andere Hälfte aber zur Capitalisation und zur Ausdehnung des Instituts verwendet werde. Die Disziplinarstrafen beschränken sich auf mündliche Rüge und auf Abzug am Tageslohn; von Schmälerung der Kost, einsamem und dunklem Gefängnisse, oder körperlicher Züchtigung ist nicht die Rede.

„Alle augensällig guten Erfolge wurden also ohne Anwendung des Grundgesetzes erreicht, daß man die zu Bessernden in eine schlimmere Lage als ihre frühere versetzen müsse; ohne Einführung eines Auburn'schen Schweigsystems; ohne allzu mühselige Arbeit; ohne Beschränkung der Nahrung auf das bloße Nothdürftigste; ohne mögliche Verlagerung alles dessen, was das Leben erfordert. Sie wurden einzig dadurch erreicht, daß man die Kolonisten an streng geordnete Thätigkeit und an Reinlichkeit gewöhnte; daß man ihnen die Arbeit nicht zur Last, sondern zur Lust zu machen suchte; daß man durch milde und menschliche Behandlung wieder das Gefühl der Menschenwürde, den Muth des Lebens und des Strebens in ihnen weckte.

„Vor der Anlage der Kolonie warf die der Stadt Straßburg gehörige Hälfte des Ostwaldes nur ein reines Einkommen von 400 Fr. ab; der Kapitalwerth ward zu 145,500 Fr. angeschlagen. Nach genaueren Schätzungen beläuft sich gegenwärtig bloß der Werth des Geländes auf nahe 252,000 Fr., so daß von 1841 bis Ende 1843 jährlich ein Werth von 35,000 Fr. geschaffen wurde. Dazu kommt der Bauwerth der Gebäude mit 101,000 Fr., deren Errichtung aus dem Ertrage der Abholzung und aus dem Verkaufe einiger Parzellen an die Eisenbahn fast ganz besritten wurde; so wie die Ausstattung an Mobilien, Viehstand u. dgl. mit etwas über 25,000 Fr. Im Jahre 1843 war die Totalausgabe 27,193 Fr., die Gesamteinnahme aber 46,515 Fr., wenn man außer den zum Verkaufe bestimmten Produkten im Preise von 24,037 Fr., noch den erhöhten Mehrwerth des Landes und Viehstandes mit je 21,487 und 990 Fr. in Anschlag bringt. So hat sich die Kolonie nicht bloß aus eigenen Mitteln erhalten und das Kommunalvermögen beträchtlich vergrößert; sondern es ist auch mit Bestimmtheit ein wachsendes Einkommen zu erwarten, das auf Erweiterung der Anstalt selbst und auf Beschaffung neuer Hilfsquellen für den unglücklichen Theil der Bevölkerung verwendet werden soll. Namentlich beabsichtigt man, mit der Kolonie eine praktische Schule für tüchtige Pächter und Feldarbeiter, so wie eine Anstalt für Aufnahme und Erziehung verlassener Kinder in Verbindung zu setzen.

„Der Berichterstatter hob ausdrücklich hervor, daß sich die meisten Gemeinden Frankreichs in ähnlicher Lage mit Straßburg befänden. Es fehle fast nirgends an wenig einträglichen Gemeindegütern, und es sey also von den Kommunen aus ein allen direkten und indirekten Armensteuern weit vorzuziehendes System der Colonisation möglich; ein System, welches das mächtige Prinzip der Association an die Stelle der vereinzelt und ohnmächtigen Unterstützung der Armen setzt, welches den Reichtum vermehrt, statt die Lasten zu vergrößern, welches die Arbeit entwickelt, statt die Faulheit zu nähren. Auch in Deutschland, auch in der Schweiz, wo man sich gerade jetzt mit dem Schicksale der unglücklichen Heimathlosen lebhafter beschäftigt, fehlt es nicht da und dort an Raum und Mitteln für die Gründung ähnlicher Anstalten. Möge man nun, im Hinblick auf das so wohl gelungene Werk bei Straßburg, auch anderswo das Seinige thun.“

## Westindien.

### Die Insel St. Lucia.

(Schluß.)

Ein beklagenswerthes Schicksal würde aber die Einwohner getroffen haben, wenn sich die Heftigkeit des Sturmes noch vermehrt hätte, da ihnen die gewaltigen Windstöße und der niederströmende Gussregen die Flucht unmöglich machten; um nicht fortgerissen zu werden, mußten sie sich an die

Gebäude festklammern. Man kann sich keine Lage denken, die ein so schauderhaftes Bild des menschlichen Elends darbietet, als die einer westindischen Stadt zur Zeit eines heftigen Orkans. Die Wuth einer Feuersbrunst beschränkt sich in der Regel auf das Vermögen der Beteiligten, der Schrecken und die Verwüstungen eines Erdbebens sind in wenigen Sekunden vorüber, aber bei einem Orkan steigt die Furcht zur Angst und die Angst zur wilden Verzweiflung, wie sich die Gefahr allmählig bis zum unvermeidlichen Untergang steigert. Ein Orkan stellt im vergrößerten Maßstab dasselbe Schauspiel dar, das uns bei einem Schiffbruch entgegentritt, wo die rasenden Wogen das Fahrzeug vor sich herschleudern und Schiff und Mannschaft in ihren unerlöthlichen Abgrund zu verschlingen drohen. Durch die Festigkeit des Wirbelwindes verwandelt sich gleichsam jedes Haus in ein hin und her schwankendes Schiff; die Dächer werden fortgerissen, die Luft verdunkelt sich, die Balken krachen, die Mauern stürzen ein, die Gebäude fallen mit donnerndem Gepolter zusammen, und in wenigen Stunden liegen drei-, sechs-, ja achttausend Menschen in verstümmelten Massen unter den Ruinen einer vor kurzem noch blühenden Stadt.

Zu den schweren Geiseln, die den Bewohnern dieser Tropenländer den Genuß ihres herrlichen Klima's und ihres gesegneten Bodens verbittern, gehören nächst den Orkanen auch die Erdbeben. Während der letzten fünf Jahre hatten die Antillen nicht weniger als drei verheerende Erderschütterungen zu erleiden. Die erste fand am 11. Januar 1839 um sechs Uhr Morgens statt. Sie dauerte etwa vierzig Sekunden und wurde auf mehreren Inseln empfunden; den größten Schaden verursachte sie indessen auf Martinique und St. Lucia. In der auf jener Insel gelegenen Stadt Fort-Royal, die eine Bevölkerung von etwa 10,000 Seelen enthält, wurde über die Hälfte der Wohnungen, nebst den Kirchen und öffentlichen Gebäuden niedergeworfen — 261 Leichen wurden schrecklich verstümmelt aus den Trümmern hervorgegraben und eine fast gleiche Zahl Personen schwer verletzt. Auf St. Lucia hatte man zwar keinen Verlust an Menschenleben zu beklagen, indessen litten mehrere Plantagen und die Städte Soufrière und Castries empfindlichen Schaden. In letzterer Stadt war die Festigkeit der Schwankungen so groß, daß die Erde an mehreren Stellen zerborst und selbst steinerne Häuser einstürzten oder in ihren Grundfesten erschütterter wurden. Unter diesen befanden sich die katholische Kirche und die Regierungs-Gebäude. Das zweite Erdbeben ereignete sich am 7. Mai 1842 um halb fünf Uhr Nachmittags und verheerte die Insel St. Domingo (Hayti); das dritte und schrecklichste aber, welches am Morgen des 8. Februar 1843 ausbrach, erstreckte sich mehr oder weniger über den ganzen karaischen Archipel und erlangte durch den Untergang der Stadt Pointe à Pitre auf der französischen Insel Guadalupe eine traurige Berühmtheit.

Die Bevölkerung St. Lucia's besteht aus Europäern, Kreolen und Farbigen, von denen Letztere, der Anzahl nach, die überwiegende Mehrheit bilden. Wie im ganzen britischen Westindien, ist auch hier die Sklaverei seit einigen Jahren abgeschafft, und diese Veränderung äußert einen merkwürdigen Einfluß nicht nur auf die materielle Lage der Neger, sondern auch auf ihren moralischen Charakter. Der Neger auf St. Lucia ist im Durchschnitt von wohlproportionirter Gestalt; seine Bewegungen sind rasch und er hat einen gefälligen Anstand, der weder steif noch frech ist. Sein Temperament ist ungemein heiter und gutmüthig; er unternimmt selten eine Arbeit, ohne dabei zu singen oder zu pfeifen. Er ist unterwürdig, aber nicht kriechend, und obgleich in der Sklaverei geboren und erzogen, zeigt er doch in seinem Benehmen auch nicht die leiseste Spur der Servilität. Die knechtische Unterthänigkeit, mit der sich der europäische Bauer seinem Vorgesetzten naht, ist ihm fremd; höflich gegen Alle, grüßt er Jeden, der ihm begegnet, bleibt aber auf offener Straße auch vor dem Gouverneur der Kolonie bedeckt. Er ist gelehrig, klug und nüchtern, thätig ohne ausdauernden Fleiß, aber gläubig ohne wahre Religiosität; obgleich kein grober Verbrecher, ist er doch zum Diebstahl geneigt — der Ehestand ist ihm verhaßt, obgleich er sich mehrere Weiber hält, und ohne ausschweifend zu seyn, ist er ihnen Allen untreu. Seine Freundschaft ist aufrichtig, seine Dankbarkeit unbegränzt, und seine Großmuth wird nur durch die zärtliche Liebe übertroffen, mit der er an seinen Kindern hängt. Die zügellose Natur des Afrikaners ist in ihm durch den Zufall der Geburt modificirt und durch die Vermischung französisch-britischer Elemente gemäßigter worden. Man kann ihn, mit einem Wort, als ein Mittelglied zwischen dem civilisirten Menschen und dem Wilden betrachten — als das rohe Erzeugniß der Wüste, nach einem günstigeren Boden verpflanzt und äußerlich durch die stete Berührung mit der europäischen Kultur abgepolirt, aber ohne jene religiöse und moralische Bildung, die den wahren Staatsbürger bezeichnet und ihm sein volles Gewicht in der sozialen Waagschale giebt.

### Mannigfaltiges.

— Victor Hugo und St. Marc Girardin. Alle Pariser Journale berichten über die feierliche Scene in der Akademie der Vierzig, in welcher das neu aufgenommene Mitglied, Herr St. Marc Girardin, von Herrn Victor Hugo mit der üblichen Bewillkommungsrede begrüßt worden. Feierlich mag die Scene allerdings gewesen seyn, aber je feierlicher, um so komischer, denn Victor Hugo, dem die zufällige Reihenfolge die Pflicht auferlegt hatte, dem Neueintretenden die Komplimente der Akademie zu machen,

wußte sehr wohl, daß der Verfasser des Cours de littérature dramatique in diesen Vorlesungen nichts weniger als bewundernd über die Dramen des Verfassers der „Burgraves“ sich ausgesprochen, und nun sollte er ihm doch gerade die Bewunderung jener Vorlesungen im Namen der Akademie zu erkennen geben! Es war, als ob sich Pantalone und der Doktor aus Bologna im alten italienischen Lustspiel gegenüberständen, wo der Erstere sagte: „Hochweiser und hochgeehrter Herr!“ (Bei Seite:) „D, du dümmster Kerl auf Gottes Erdboden!“ (Laut:) „Sie sind in diesem Hause außerordentlich willkommen!“ (Bei Seite:) „Ich wollte, du wärst, wo der Pfeffer wächst“ u. u. Herr Victor Hugo gab von der Höhe seines Rufensitzes herab dem eintretenden Kritiker allerlei wohlwollende Winke über die veränderte Stellung, die er nunmehr als Mitglied der Akademie einzunehmen habe, deren idealen über aller Kritik erhabenen Nimbus er nicht pathetisch genug ausmalen konnte. „In dieser neuen Stellung“, sagte er zu ihm, „wird sich Ihr Horizont erweitern, und neue Perspektiven, von denen Sie selbst vielleicht überrascht seyn werden, werden sich Ihrem Blick eröffnen. Seyen Sie willkommen, mein Herr, in dieser heiteren Region; hier finden Sie keinen Widerhall jener Kontroversen, die draußen den Geist so ermüden. Hier werden Sie geben und empfangen; wünschen Sie sich Glück zu den neuen Kräften, die Ihnen in unserem Kreise zu wachsen werden“ u. u. Herr St. Marc Girardin unterhielt sich, während ihm Herr Hugo diese Götterseligkeit der Akademie schilderte, mit seinem Nachbar, dem Grafen Molé, wahrscheinlich über praktische Dinge, als der sehr unpraktische Dichter eben vortrug. Ja, wer das Konterfei der beiden Männer sich ansieht, das die letzte Wochenlieferung der Pariser illustrierten Zeitung bringt, der wird um den Mund des Herrn St. Marc das ironische Lächeln wahrnehmen, mit welchem er die eckigen und mit poetischem Firniß überstrichenen Phrasen des Herrn Hugo anhörte. Neben den Illustrationen der Akademie erwähnte dieser gleich im Eingang seiner Rede auch der Illustrationen des weiblichen Geschlechts, deren sich Frankreich seit Frau v. Sevigné zu rühmen habe, und diese Zusammenstellung erschien natürlich eben so der „berühmten“ wie der „liebenswürdigen Hälfte“ der Anwesenden sehr schamant. „Darauf ging er“, sagt ein Pariser Journal, „zu Herrn Campenon über, einem Universitätslehrer, dessen Schriften Herr Hugo, wie er sagte, studirt hat. Nichts natürlicher nun, als der Uebergang von diesem zu Herrn St. Marc Girardin, welcher auch Universitätslehrer ist, und zwar war dies die Ähnlichkeit zwischen Beiden, dessen Schriften jedoch Herr Hugo nicht studirt hat, und dies war die Unähnlichkeit — also ebenfalls eine ausgezeichnete rhetorische Zusammenstellung.“

— Die Erde eine Dampfmaschine. Die Macht des Dampfes, von der wir jetzt so viele Wunder auf der Erde sehen, soll, wie Herr Dr. Girard in der letzten Vorlesung des Berliner „wissenschaftlichen Vereins“ angedeutet hat, auch die große, alle anderen Dampfkräfte — und würden sie auch nach Hunderttausenden von Pferden gemessen — weit hinter sich lassende Kraft erzeugen, die das Menschengeschlecht seit Jahrtausenden in der Gestalt von Erdbeben und Vulkanen anstaut und fürchtet. Hiernach ist also unsere Erde zugleich die erste und die mächtigste Dampfmaschine, und Salomo de Caus, wie die Herren Savery und Watt, haben nur im Kleinen das nachgeahmt, was ihnen die Natur im Großen vorgezeichnet hatte. Das unterirdische Feuer, über dessen Existenz wir freilich noch etwas im Unklaren sind, soll es seyn, das die in das Innere der Erde, und wahrscheinlich wohl zumest vom Meeresgrund aus, eindringenden Wasser in Dämpfe verwandelt, die entweder ihre schon mehr gebahnten Auswege durch Vulkane auffuchen oder gewaltsam die Erdoberfläche sprengen und zu Tage kommen. Daß die Vulkane nur auf Inseln oder in der Nähe des Meeres sich finden und auch Erdbeben meistens nur in Gegenden, die vom Meere nicht allzu entfernt liegen (wie Portugal, Calabrien, Dalmatien, Syrien, Guatimala, Peru u. u.) oder auf Inseln vorkommen, scheint darauf hinzuweisen, daß der Druck des Wassers eben so auf das Eindringen desselben direkt als auf das Ausströmen der Dämpfe indirekt wirke. Ein Franzose, Bertholon de St. Lazare, der die Erdbeben für unterirdische Gewitter hielt, hat einmal im Ernst den Vorschlag gemacht, ganze Gegenden durch Erdbeben-Ableiter zu schützen, indem lange eiserne Stangen, die an beiden Enden mit einer Krone von Spitzen versehen sind, so tief als möglich in die Erde eingegraben werden. Viel eher könnte man, nach jener von Herrn Girard aufgestellten Hypothese, wenn auch nur im Scherz, annehmen, daß durch artefizielle Brunnen den unterirdischen Dämpfen ein natürlicher Ausweg zu bahnen und so einer gewaltsamen Eruption zuvorzukommen wäre. Ja, wer weiß, ob der menschliche Geist nicht auch einmal ein Mittel findet, sich die Kraft des unterirdischen Dampfes eben so dienstbar zu machen, wie es ihm bereits die des Dampfes über der Erde ist, so daß die etwa aus der Gegend des Besen heraufgeleiteten Dämpfe die Wagen auf der Eisenbahn von Neapel nach Castellamare befördern. Da indessen die Geologen annehmen, daß unsere Erdmasse allmählig an Hitze verliere und täglich kälter werde — wie noch kürzlich Elie de Beaumont darzuthun versuchte — so ist zu besorgen, daß es, bevor es noch zu diesen interessanten Erfindungen und Versuchen kommt, da unten an Feuerungs-Material fehlen und mithin auch der Dampf zu den neuen Lokomotiven nicht mehr zu haben seyn möchte.